

Liebe Gemeinde!

Ein Angestellter geht zu seinem Chef und sagt: „Chef, ich habe den Eindruck, dass mein Gehalt in keinem Verhältnis zu dem steht, was ich leiste.“ Darauf der Chef: „Mein Lieber, diesen Eindruck habe ich auch – aber ich kann Sie doch nicht verhungern lassen.“

Ihr Lieben, wie hoch ein angemessener Lohn sein muss, darüber werden sich Angestellte und Chefs wohl nie ganz einigen können. Der Chef wird immer finden, dass er zu viel bezahlt für das, was seine Leute schaffen – und der Angestellte wird sich immer wünschen, dass sein Einsatz besser honoriert wird und dass seine Lohntüte etwas reichlicher gefüllt ist.

In der Geschichte von den Arbeitern im Weinberg, die Jesus erzählt, ist es ausnahmsweise anders. Da heißt es ausdrücklich, dass man sich einig war über den Tageslohn von einem Denar. Das galt damals als gerechte Entlohnung für eine Zwölf-Stunden-Schicht vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Aber dieses Einvernehmen bleibt nicht lange bestehen. Abends bei der Auszahlung werden Zweifel am Tarifsysteem im Weinbauunternehmen laut. Das Gerechtigkeitsempfinden der Angestellten regt sich.

Gerecht wäre nach unserem Empfinden: Gleicher Lohn für gleiche Leistung. So muss es in dieser Welt sein. Kein Gewerkschafter könnte mit dem Gleichnis als Verhandlungsleitfaden in ein Tarifgespräch gehen. Er hätte natürlich die Mehrheit der Mitglieder gegen sich – und zwar zu Recht: In unserer auf wirtschaftliche Effizienz getrimmten Welt funktioniert das so nicht, wie es im Gleichnis abläuft. Da muss sichergestellt sein, dass das Gehalt in einem angemessenen Verhältnis zur Leistung steht. Ein Ein-Stunden-Tag bei vollem Lohnausgleich, wie ihn die Letzten im Gleichnis bekommen, ist genauso unrealistisch wie die Rente mit vierzig oder das bedingungslose Grundeinkommen. Dann würde Faulheit belohnt – das kann nicht die Zielrichtung sein, die Jesus mit seiner Geschichte verfolgt.

Aber Jesus hat mit seinem Gleichnis nicht von dieser Welt gesprochen; er hat nicht an irgendein Reich auf dieser Erde ge-

dacht, auch nicht an das Römische Reich. Jesus spricht vom Reich Gottes. „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Gutsbesitzer ...“ – so leitet er die Erzählung ein.

Und das Reich Gottes ist immer für eine Überraschung gut. Das Reich Gottes ist total anders als alle Reiche dieser Welt. Gott übt seine Herrschaft komplett anders aus, als menschliche Herrscher es tun. Bei Gott gelten Prinzipien, die von unseren Prinzipien so weit entfernt sind wie der Himmel von der Erde. Deshalb sind die Geschichten vom Reich Gottes immer voller Überraschungen. Für manche sind es beglückende Überraschungen (z.B. für die Letzten in unserem Gleichnis). Andere empfinden es als eine richtig böse Überraschung (z.B. die Ersten in der Geschichte). Ob so oder so – es kommt bei Gott immer anders, als man denkt.

Die Geschichte beginnt zunächst völlig normal; ganz harmlos. Jeder Zuhörer hat das, was Jesus da erzählt, so ähnlich schon erlebt. Jesus knüpft bei seinen Erzählungen immer mitten im prallen Leben an. Er holt die Leute in ihrem Alltag ab. So gelingt es ihm, sein Publikum gewissermaßen mit auf die Reise nehmen, und irgendwann - manchmal unmerklich, manchmal mit einem Donnerschlag - befinden sie sich nicht mehr in ihrer vertrauten Welt, sondern mitten drin im Reich Gottes, und es geht ganz anders weiter, als sie es erwartet haben und gewohnt sind.

Wir befinden uns also auf dem Marktplatz eines Städtchens irgendwo in Israel. Dort kann man alles bekommen – nicht nur Obst und Gemüse, sondern auch Arbeitskräfte. Es ist früh am Morgen, so zwischen 5 und 6 Uhr. Einige Tagelöhner stehen bereits da und warten darauf, dass jemand ihnen für diesen Tag Arbeit gibt.

Darauf sind diese armen Menschen angewiesen – sie leben buchstäblich von der Hand in den Mund. Der übliche Tageslohn von einem Denar reicht dann gerade so, um eine Familie für einen Tag mit Lebensmitteln zu versorgen. Findet der Mann keine Arbeit, müssen Frau und Kinder und er selbst hungrig zu Bett gehen.

Bei Sonnenaufgang erscheint nun ein reicher Grundbesitzer, um Arbeiter für seinen Weinberg anzuheuern. Vermutlich ist gerade Erntezeit. Er braucht zusätzlich zur Stammebelegschaft weitere Helfer. Das würde auch gut erklären, weshalb der Gutbesitzer im Lauf des Tages immer wieder auftaucht, um weitere Ar-

beiter einzustellen. Die Trauben müssen schnell geerntet werden, ehe die Regenfälle einsetzen und alles zunichte machen. Bei jedem seiner Marktrundgänge findet der Weinbergbesitzer ein paar Leute, die bereit sind, mitzukommen. Mit den ersten einigt er sich auf den üblichen Tageslohn – einen Denar. Denen, die später eingestellt werden, nennt er keinen konkreten Betrag mehr; er sagt nur: „Ich werde euch geben, was recht ist; was angemessen ist“ – also müssen sie annehmen, dass ihnen der entsprechende Bruchteil des vollen Tageslohnes ausgezahlt wird.

Der Arbeitstag geht zu Ende, und plötzlich läuft alles ganz anders ab als üblich. Üblich wäre, dass der Lohn gestaffelt ist, je nach Arbeitszeit. Doch hier bekommen alle, vom ersten bis zum letzten, denselben vollen Lohn, einen Denar. Üblich wäre zudem, dass die ersten als erste an der Reihe sind (sie waren schließlich schon den ganzen Tag auf den Beinen). Doch hier erhalten die Letzten ihren Lohn als erste, und die Ersten müssen warten bis zum Schluss.

Wenn wir herausfinden wollen, was Jesus uns mit seinen Geschichten zeigen möchte, müssen wir genau auf die Stellen achten, wo die Normalität durchbrochen wird; wo es anders läuft als man normalerweise erwarten würde. In unserem Fall sind das also diese beiden Punkte:

- dass alle den gleichen Lohn bekommen und
- dass die Ersten ihren Lohn als Letzte kriegen.

Bei den meisten Erntehelfern ist am Abend mehr in der Lohntüte, als sie erwartet haben, und je später sie mit der Arbeit im Weinberg angefangen haben, desto größer wird das Missverhältnis zwischen Leistung und Lohn. Rein rechnerisch bekommen die von der letzten Stunde zwölfmal so viel wie die Ersten. Warum tut der Gutsbesitzer das? Er sagt es selbst: „Weil ich so gütig bin!“

Er sieht diese armen Kerle vor sich stehen. Er stellt sich die erwartungsvollen Blicke ihrer Frauen vor, wenn sie nach Hause kommen: Werden wir morgen einkaufen können, oder müssen wir wieder beim Nachbarn borgen, bei dem wir sowieso schon in der Kreide stehen? Er hat Mitleid mit ihnen - und er gibt ihnen so viel, als hätten sie den ganzen Tag für ihn gearbeitet. Das Gehalt steht in keinem Verhältnis zu dem, was sie geleistet haben – aber er will sie nicht verhungern lassen.

So entsteht ein ungewöhnliches Bild von einem Unternehmer: er handelt – rein wirtschaftlich gesehen - nicht gerade vernünftig. Man könnte sogar sagen: er wirft das Geld zum Fenster hinaus, indem er Leistungen vergütet, die gar nicht erbracht wurden.

Ihr Lieben, diese wirtschaftliche Unvernunft, die sich kein Unternehmer auf Dauer leisten kann – die leistet sich Gott. Zur Erinnerung: Das Gleichnis handelt vom Himmelreich, und Jesus stellt uns darin seinen Vater vor. Der Weinbergbesitzer steht für Gott – in dieser Figur zeigt uns Jesus das Herz seines Vaters: Er ist unendlich reich; voller Güte und Erbarmen, großzügig und verschwenderisch, wenn er seine Kinder beschenkt. So geht es im Reich meines Vaters zu, sagt Jesus. Wo er herrscht, dort herrscht Überfluss.

Jesus stellt uns seinen Vater vor, weil er möchte, dass wir kein falsches Bild von ihm in uns tragen. Gott ist glücklicherweise kein kleinlicher Rechner, kein eiskalter Manager – denn dann wäre es schlecht um uns alle bestellt. Wenn Gott uns genau das geben würde, was wir verdient haben – was würden wir dann wohl vorfinden in unserer Lohntüte? Vermutlich wären dann nicht einmal Mutter Teresa und Albert Schweitzer im Himmel anzutreffen. Und wir - wollen wir Gott ernsthaft eine Leistungsabrechnung vorlegen und einen Lohn fordern? Wir würden ziemlich blass werden, wenn wir versuchen wollten, irgendwelche Ansprüche bei ihm geltend zu machen.

Denn so sehr wir uns auch bemühen,

- Gutes zu tun;
- unseren Platz zuverlässig auszufüllen;
- verantwortlich mit unserem Eigentum, mit unseren Beziehungen, mit unserem Körper umzugehen;
- nach den Geboten zu leben und
- Gott zu ehren –

so sehr wir uns auch anstrengen und darauf vielleicht auch ein bisschen stolz sind – in der anderen Waagschale finden sich

- schwerwiegende Defizite,
- unverzeihliche Nachlässigkeiten,
- lieblose Gleichgültigkeit,
- böse Gedanken, unnütze Worte und andere Sünden.

Wir sind heilfroh, wenn die anderen in der Gemeinde davon nichts mitbekommen – wir hoffen wenigstens, dass es so ist.

Vor Gott aber lässt sich nichts davon verbergen. Für ihn ist unsere Rückseite nicht weniger zugänglich als die Vorderseite.

Er kennt unseren Einsatz für ihn, unsere Mühe und die Opfer, die wir bringen. Aber er kennt auch die Zeiten der Trägheit, des Versagens und der Untreue. Soll Gott das alles wirklich korrekt und penibel gegeneinander aufrechnen, um dann die genauen Teilbeträge auszuzahlen?

Das ist schon deshalb unmöglich, weil der Lohn, den Gott für uns bereithält, unteilbar ist. Das ewige Leben bekommt man entweder ganz oder gar nicht. Das lässt sich nicht in kleine Häppchen teilen, die man je nach Leistung zugeteilt bekommt. Deshalb gibt es nur den Einheitslohn.

Und jetzt stellt sich die Frage: Wo sortierst Du Dich ein - bei den Ersten, die sich auf ihren rastlosen Einsatz berufen und daraus Ansprüche ableiten - oder bei den Letzten, die aus dem Staunen nicht mehr herauskommen, als sie sehen, wie großzügig sie entlohnt werden. Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten, sagt Jesus. Er hat viel übrig für die, die nicht darauf aus sind, sich selber groß zu machen, sondern auf Gottes Güte vertrauen. Die will er groß machen. Die hebt er auf den ersten Rang. Die macht er zu Gewinnern.

Wo es Gewinner gibt, gibt es natürlich auch Verlierer - und damit sind wir bei der zweiten Auffälligkeit im Gleichnis: die ersten bekommen ihren Lohn zuletzt ausgezahlt. Hätten sie ihr Geld zuerst bekommen - so wie man das erwarten würde - wäre nichts weiter passiert. Sie hätten die Quittung über einen Denar unterschrieben und wären zufrieden nach Hause gegangen. „Ein gerechter Mann ist das“, hätten sie gesagt, „einer, der sich an die Abmachungen hält. Von dem lassen wir uns gern wieder anheuern.“

Da sie aber ganz hinten in der Schlange stehen, sehen sie die strahlenden Gesichter derer, die mit ihrem Lohn von einem Denar aus der Kassenstelle kommen. Natürlich sind sie voller Erwartung. „Lässt sich daraus schließen, dass wir zwei oder fünf oder gar zehn Denar bekommen?“ Und als sie dann sehen, dass der Chef das Prinzip des Einheitslohns anwendet und allen das Gleiche zahlt, sind sie sauer: „Chef, ich habe den Eindruck, dass mein Gehalt in keinem Verhältnis zu meiner Leistung steht“, sagt einer von den Ersten, der sich jetzt auf der Verliererseite sieht.

Der Eindruck stimmt - nur andersherum. Auch er bekommt viel mehr als er verdient hat. Der Lohn, den Gott gibt, lässt sich

nicht teilen - aber er lässt sich auch nicht vervielfachen. Mehr als das ewige Leben geht nicht. Das ist nicht zu überbieten.

So muss der Gutsbesitzer noch einmal eingreifen und etwas zurückgeben. Obwohl ihm die blanke Wut entgegenschlägt, geht er ganz freundlich auf den Beschwerdeführer zu und sagt: „Mein Freund, ich tue dir kein Unrecht. Hatten wir uns nicht auf einen Denar geeinigt? Nimm dein Geld und geh! Ich will nun einmal dem Letzten hier genauso viel geben wie dir. Darf ich denn mit dem, was mir gehört, nicht tun, was ich will?“ Also: Hast du irgendeinen Nachteil davon, dass ich den Letzten genauso viel gebe wie dir? Habe ich dich unfair behandelt, habe ich dir etwas vorenthalten, was dir zusteht? Hast du unter meiner Güte zu leiden? „Bist du etwa neidisch, weil ich so gütig bin?“

Eine freundliche und doch reichlich unbequeme Frage ist das. Wer will schon zugeben, dass er neidisch wird, wenn es einem anderen gut geht? „Natürlich bin ich nicht neidisch! Ich freu mich für ihn.“ So geben wir uns nach außen. Aber in uns kocht und brodelt es: „Unfair ist das - immer sind es die anderen, die so unverschämtes Glück haben. Da macht mein Nachbar ein einziges Mal bei einem Preisausschreiben mit - und prompt gewinnt er eine Kreuzfahrt in der Karibik. Ich habe schon hundert solche Zettel ausgefüllt ohne den geringsten Erfolg. Nicht mal zu einem Trostpreis hat es bei mir gereicht.“ Kennt Ihr solche Gedanken?

Ihr Lieben, Neid ist eine gefährliche Haltung. Sie kann unser geistliches Leben ruinieren. In seiner Geschichte deckt Jesus auf, wo der Neid seine Wurzel hat: nämlich im Vergleichen mit anderen. Wer immer nur neidisch darauf schielt, wie gut es dem anderen geht, wird blind für die Güte Gottes, die er selber empfangen hat. Wer aus Wut über das Glück der anderen die Faust in der Tasche ballt, kann nicht zugreifen, wenn er sein Geschenk bekommt.

Jesus zeigt mit seiner Erzählung, dass der Neid zu nichts führt. Er verschafft mir keinen größeren Anteil am Kuchen - er belastet nur meine Beziehungen und meine seelische Gesundheit. Es mag ja sein, dass das Glück dieser Welt ungleich verteilt ist und dass andere ein störungsärmeres Leben genießen können als ich selber - aber am Ende spielt das keine Rolle mehr. Wenn Gottes Kinder zu ihrem Vater nach Hause kommen, empfangen

alle ohne Unterschied den gleichen Lohn. Ewiges Leben heißt: keine Ungerechtigkeit mehr, kein Mangel mehr, keine Sorge um das tägliche Brot, kein Neid, keine Konkurrenz. Der Vater ist da, um alle – wirklich alle – Bedürfnisse und Sehnsüchte zu stillen. Und dieser Lohn liegt bereit für alle, die ihm vertrauen und ihm dienen. Das ist das Einzige, was zählt.

Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten. Die Letzten und die Ersten – sie kommen nicht nur in der Geschichte vor, sondern sie befinden sich auch unter den Zuhörern. Beiden Gruppen hat Jesus etwas zu sagen.

Die Ersten, das sind die, die schon seit vielen Jahren, vielleicht seit ihrer Jugend, im Weinberg Gottes, also in der Gemeinde mitarbeiten. Sie haben unzählige Stunden damit verbracht, Besuche zu machen oder im Chor mitzusingen, sie haben Verantwortung im Kirchenvorstand oder im Kindergottesdienst getragen. Sie sind Mitarbeiter der ersten Stunde - unverzichtbar für jede Gemeinde. Am Anfang war es die Begeisterung für Jesus, die sie motiviert hat. Dabeisein zu dürfen, wenn Gott sein Reich baut – was für ein Vorrecht.

Natürlich eignet man sich dabei im Lauf der Jahre eine gewisse Routine an. Man denkt nicht mehr ständig darüber nach, warum man diesen Dienst tut. Dann erlebt man Enttäuschungen in der Gemeinde; wenig Wertschätzung, wenig Unterstützung, wenig Dank. Und irgendwann drängt sich dann die Überlegung auf: „Das, was ich bekomme, steht in keinem Verhältnis zu dem, was ich gebe.“ So wird der Blick für Gottes Güte getrübt. Bitterkeit kommt auf. Die Leichtigkeit des Anfangs geht immer mehr verloren.

Diesen treuen Leuten sagt Jesus: „Gott sieht eure Mühe. Er schätzt euren Einsatz. Eure Opfer sind nicht umsonst – aber fangt bitte nicht an zu rechnen, wer mehr und wer weniger verdient hat. Seht es als Privileg an, dass ihr mir schon so lange dient, auch wenn es manchmal mühsam ist. Seid nicht neidisch auf die, die es leichter haben. Freut euch lieber über meine Güte. Sie gilt euch genauso wie allen anderen – und ihr bekommt den vollen Lohn.“

Die Letzten, das sind die,

- die gerade erst dazugekommen sind;
- die noch ganz am Anfang stehen auf dem Weg des Glaubens;

- die sich noch nicht so recht entschließen können, mitzugehen, wenn der Herr sie ruft;
- die sich noch nicht vorstellen können, dass der versprochene Lohn tatsächlich ausgezahlt wird;
- die erste zaghafte Schritte in die Gemeinde gegangen sind und mit der Entscheidung ringen, ob sie dabeibleiben sollen.

Also, man könnte etwa an die Konfirmanden denken oder an Menschen, die am Glaubenskurs teilnehmen, oder an die Ehepartner von Christen, die lieber auf Abstand bleiben. All jenen möchte Jesus Mut machen. Denen sagt er: „Es lohnt sich, im Weinberg Gottes mitzuarbeiten. Genau euch brauche ich. Versucht nicht, euer Leben ohne mich zu bestreiten. Ihr verpasst das Beste. Kommt zu mir. Stellt mir euer Leben zur Verfügung. Ihr könnt nur gewinnen: ein erfülltes Leben hier – und das ewige Leben danach.“

Und ich glaube, wenn wir dort sind im ewigen Leben, wo wir die Güte Gottes mit Händen greifen können, dann werden wir immer mal wieder verblüfft sagen: „Herr, ich habe den Eindruck, dass mein Lohn in keinem Verhältnis zu dem steht, was ich geleistet habe.“ Und der Herr wird antworten: „Ja, diesen Eindruck habe ich auch – aber ich kann nicht anders. Das ist meine Güte für Dich, mein geliebtes Kind.“

Amen

EG 452, 4-5